REVIEWS AND NOTES

DER ALRAUN, ein Beitrag zur Pflanzensagenkunde von Adolf Taylor Starck. Baltimore, 1917. New York University. Ottendorfer Memorial Series of Germanic Monographs. No. 14.

Die Arbeit Starcks gehört in das Gebiet der Volkskunde, jener jungen Wissenschaft, die so viele, Berufene und Unberufene, in ihren Bannkreis zu ziehen verstanden hat. Das Arbeitsfeld hat gewiss etwas Verlockendes auch für die nüchternste Natur, aber das Arbeitsmaterial hat für den Uneingeweihten etwas Erdrückendes, Entmutigendes. Wer es daher wagt, trotzdem sich auf diesem viel umstrittenen Gebiet herumzutummeln, dem darf man jedenfalls den Vorwurf nicht machen, dass er vor Hindernissen der verschiedensten Art zurückschrecke.

Was ist der Alraun und was ist die Summe der Sage, die sich um ihn unter dem Volke krystallisiert hat. Ich nehme an, dass es manchem meiner Kollegen gehen wird wie mir selber, dass ihm wenig oder garnichts von dem mit dem Alraun in Verbindung gebrachten Sagenstoff bekannt sein wird. Zur Orientierung und um die Aufmerksamkeit im allgemeinen auf die Pflanzensagenkunde zu lenken, schicke ich der Besprechung von Starcks Arbeit das voraus, was die Gebrüder Grimm, die tiefen Kenner der deutschen Volksseele, darüber in ihrem epochemachenden Werke, Deutsche Sagen, 3. Ausgabe, Berlin 1891 unter No. 84 geben. "Wenn ein Erbdieb," heisst es da, "dem das Stehlen durch Herkunft aus einem Diebsgeschlechte angeboren ist, oder dessen Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, gestohlen, wenigstens gross Gelüsten dazu gehabt (nach anderen, wenn er zwar ein unschuldiger Mensch, in der Tortur aber sich für einen Dieb bekennet) und der ein reiner Jüngling ist, gehängt wird und das Wasser lässt (aut sperma in terram effundit), so wächst an dem Ort der *Alraun* oder das *Galgenmännlein.* Oben hat es breite Blätter und gelbe Blumen. Bei der Ausgrabung desselben ist grosse Gefahr, denn wenn er herausgerissen wird, ächzt, heult und schreit er so entsetzlich, dass der, welcher ihn ausgräbt, alsbald sterben muss. Um ihn daher zu erlangen, muss man am Freitag vor Sonnenaufgang, nachdem man die Ohren mit Baumwolle, Wachs oder Pech wohl verstopft, mit einem ganz schwarzen Hund, der keinen anderen Flecken am ganzen Leibe haben darf, hinausgehen, drei Kreuze über den Alraun machen und die Erde ringsum abgraben, so dass die Wurzel nur noch mit kleinen Fasern in der Erde stehen bleibt. Danach muss man sie mit einer Schnur dem Hund an den Schwanz binden, ihm ein Stück Brod zeigen (oder ein Stück Fleisch vorhalten) und eilig davon laufen. Der Hund, nach

dem Brote (oder Fleische) gierig, folgt und zieht die Wurzel heraus, fällt aber, von ihrem ächzenden Geschrei getroffen, alsbald tot hin. Hierauf nimmt man sie auf, wäscht sie mit rotem Wein sauber ab, wickelt sie in weiss und rotes Seidenzeug, legt sie in ein Kästlein, badet sie alle Freitag and gibt ihr alle Neumond ein neues weisses Hemdlein. Fragt man nun den Alraun, so antwortet er und offenbart zukünftige und heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen Der Besitzer hat von nun an keine Feinde, kann nicht arm werden, und hat er keine Kinder, so kommt Kindersegen. Ein Stück .Geld, das man ihm nachts zulegt, findet man am Morgen doppelt; will man lange seines Dienstes geniessen und sicher gehen, damit er nicht abstehe und sterbe, so überlade man ihn nicht: einen halben Taler mag man kühnlich alle Nacht ihm zulegen, das höchste ist ein Dukaten, doch nicht immer, sondern selten."

"Wenn der Besitzer des Galgenmännleins stirbt, so erbt es der jüngste Sohn, muss aber dem Vater ein Stück Brot und ein Stück Geld in den Sarg legen und mit begraben lassen. Stirbt der Erbe vor dem Vater, so fällt es dem ältesten Sohn anheim, aber der jüngste muss ebenso mit Brot und Geld begraben werden."

Mit geringfügigen Abweichungen ist die Sage nachgewiesen in allen Teilen Deutschlands, aber auch in Skandinavien, Island, England, Russland und den romanischen Ländern. Was Grimm giebt ist eine Zusammenfassung aller Motive der Sage vom Alraun.

Dass eine solche Sage die Aufmerksamkeit von Gelehrten und Ungelehrten immer und immer wieder auf sich gelenkt hat, darf uns kaum wundern, auch dass sie nicht nur im Volksglauben, sondern auch in der Literatur aller der vorhingenannten abendländischen Völker Behandlung gefunden hat. Botaniker, Mediziner, Volkskundler und Sprachforscher haben sich gerne und liebevoll seit Jahrhunderten mit der Sage beschäftigt. In der Literatur über den Alraun, das Galgenmännlein oder die Mandragora der Ärzte finden wir die Namen der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Sagenforschung und Mythologie, der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, der Medizin, der Botanik, der Sittengeschichte, der Sprache und Altertumkunde, die Gebrüder Grimm, Wuttke, von Luschan, Meyer, Perger, Friedländer, Brugsch, Söhns, u.a.

Eine der letzten Arbeiten, die für uns Germanisten von besonderem Interesse ist, ist die von Alfred Schlosser. Die Sage vom Galgenmännlein im Volksglauben und in der Literatur, eine Doktorarbeit der Universität Münster aus dem Jahre 1912. Sie erhält besondere Bedeutung dadurch, dass Starck gerade weil er in Schlossers Arbeit eher einen Rückschritt als einen Fortschritt verzeichnen zu müssen glaubte, sich veranlasst sah, die Sage vom Alraun nochmals von einem neuen Gerichtswinkel aus zu betrachten. Schlosser ist ausgesprochener Verfechter der von Kuhn und Schwartz ver-

tretenen Ansicht, dass die Mythologie der Indogermanen nichts anderes sei, als das Resultat eines Wechselspiels zwischen den Naturerscheinungen und der Einbildungskraft der Naturvölker. Und wenn Schlosser auch sehr wohl weiss, dass diese Art der Betrachtungen durch neuere Forscher als einseitig erfunden und in Miskredit gebracht worden ist, so schliesst er sich doch derselben Methode an, weil sie unendlich viel helles Licht auf die Beziehungen zwischen den indogermanischen Völkern, wie den Indern, Griechen, Römern und Germanen geworfen hat. Hiergegen nimmt Starck in seiner Arbeit Stellung, denn er gehört einer anderen, nüchterneren Schule an, er will von den Theorien von Kuhn u. Schwartz über den indogermanischen Ursprung deutschen Volksaberglaubens nichts wissen. Er stellt sich die Aufgabe an einer Pflanzensage, der vom Alraun, darzutun, wie sich verschiedene medizinische Vorschriften vom hohen Altertume an im Volksmunde fortgeerbt haben, und so den Beweis zu liefern gegen Schlosser, dass einige Züge des Alraunglaubens nicht etwa mythologischen Ursprungs sind, sondern direkt auf die vom rein praktischen, professionellen Standpunkte aus gegebenen Anweisungen und Vorschriften der alten Ärzte zurückgehen. Starck glaubt, dass die Forschung auf diesem Gebiete der Volkskunde, der Pflanzensagenkunde, nur dann vorwärts kommen könne, wenn alle Pflanzensagen unter Heranziehung und Vergleichung der griechischen und arabischen botanischen Schriften, besonders der des Theophrast, einer gründlichen Prüfung unterzogen werden. Für die Gründlichkeit, mit der Starck hier vorgeht, für die peinliche Genauigkeit, mit welcher er alle die hier hineinschlagende Literatur, vielfach alte wertvolle Werke, die ihm nur auf europäischen Bibliotheken zugänglich waren, ausgezogen und durchgearbeitet hat, gebührt ihm ohne Frage der Dank seiner Mitforscher.

Im 2. Kapitel seiner Arbeit behandelt er die Mandragora in Griechenland und im nahen Orient, Palästina, Persien, Nordafrika. Wir erfahren, dass die Mandragora den Griechen als betäubende, narkotische Pflanze bekannt war, auch die menschenähnliche Form der Wurzel ihre Aufmerksamkeit erregte.

Aus Hippokrates, Xenophon, Plato und Lucian werden hierfür Belege gebracht. Aus der Materia Medica des Dioskorides (geboren 50 n. Chr.) bringt er dann die genauen Anweisungen zum Gebrauche der Pflanze in der Medizin.

Starck weist darauf hin, dass dem Gelehrten nur daran liegt, den Wert der Pflanze für die medizinische Wissenschaft darzutun, dass er auf der anderen Seite aber den damit verbundenen Aberglauben, wenn ein solcher überhaupt existierte, ganz und gar unberücksichtigt lässt.

Grösseren Wert legt Starck anscheinend auf die Werke des Theophrast, der bereits 400 Jahre vor Dioskorides über die Mandragora berichtet, wenn auch aus seiner Beschreibung der Pflanze

hervorgeht, dass Dioskorides und Theophrast nicht ein und dieselbe Pflanze meinten, vielleicht eine der drei Abarten derselben.

Bei Theophrast wird jedoch Gewicht darauf gelegt, auf die Gefahren hinzuweisen, die nach dem Glauben der Zeit mit dem Sammeln nicht nur der Mandragora, sondern auch anderer medizinischer Pflanzen verbunden waren. Wind u. Wetter, die Tageszeiten, auch allerhand Hokuspokus bei dem Ausgraben der Heilpflanzen wird hier von Theophrast mit grosser Ausführlichkeit bereits erwähnt.

Das Resultat seiner Untersuchungen im 2. Kapital fasst Starck dahin zusammen, "dass eine Pflanze unter dem Namen Mandragora (die Herkunft und Bedeutung des Namens herzustellen hält er für aussichtslos) mit Hilfe verschiedener Zeremonien gegraben wurde; dass diese Pflanze vielfach ärztliche Verwendung fand, besonders als Schlafmittel; und dass man sie in der Bereitung von Liebestränken wertschätzte."

Aus dem Schwanken in der Identifizierung der Pflanze glaubt Starck schliessen zu müssen, dass die Griechen erst durch andere Völker mit der Mandragora bekannt gemacht wurden.

Da ist es nun von Wichtigkeit zu wissen, dass den Juden und Arabern eine solche Wurzel von alters her bekannt war und dass sie dort auch heute noch gebraucht wird.

Starck zieht die Bibelstelle Genesis 30, 14-16 heran, wo im hebräischen Text die *duda-îm* der Rahel erwähnt werden. Dieses Wort, das die Bedeutung von Liebesäpfeln hat, wird in der Septuaginta durch *mandragorai* wiedergegeben, woraus man nicht mit Unrecht schliessen darf, dass die liebeerregende Kraft der Mandragorawurzel den siebzig gelehrten Übersetzern wohl bekannt war.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Pflanze wegen ihrer zauberkräftigen Wirkung von den Juden im Altertum geschätzt wurde und Starck bringt aus dem 17. und dem Ende des 19. Jahrhunderts Belege dafür, dass jüdische Frauen sich der Mandragora gegen Unfruchtbarkeit bedienten.

Was aber für die Entwickelung und Ausbildung der Alraunsage von grosser Wichtigkeit ist, das ist die Tatsache, dass in diesen Berichten die menschenähnliche Form der Wurzel immer besonders betont wird. Zu verwundern ist es dabei nicht, dass gewisse Eigenschaften der Mandragorawurzel auch auf andere Pflanzen übertragen wurden, so dass schliesslich das Gleiche von ganz verschiedenen Gewächsen berichtet werden konnte.

Von besonderer Wichtigkeit aber, was die Vererbung der Sagenmomente anbetrifft, die nachzuweisen die Hauptaufgabe der Arbeit Starcks ist, ist die Stelle aus dem jüdischen Geschichtsschreiber aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt Flavius Josephus. Josephus beschreibt in seiner klassischen Weise, die ihm den Namen des jüdischen Livius verdient hat, das Tal Baara und eine Wurzel desselben Namens, welche in diesem Tale vorkommt. Die Wurzel wird sehr geschätzt, aber sie zu gewinnen ist

mit Schwierigkeiten verknüpft. Sie entzieht sich dem Nahenden und hält nur still, wenn man Urin oder Blutfluss darauf giesst. Wer die Wurzel berührt, ist dem Tode verfallen. Man gewinnt sie aber gefahrlos, wenn man sie rings umgräbt, so dass nur noch ein kleiner Teil der Wurzel unsichtbar ist. Dann bindet man einen Hund daran, und wenn dieser nun seinem Herrn folgen will, reisst er die Wurzel aus, stirbt aber auf der Stelle. Hat man die Pflanze einmal, heisst es dann, so ist keine Gefahr mehr. Man müht sich aber deshalb so sehr um die Wurzel, weil man mit Hilfe derselben Dämonen austreiben kann.

Der Hund, von dem hier die Rede ist beim Ausgraben der Wurzel, ist ohne Frage derselbe, den wir in dem Bericht der Gebrüder Grimm über die Sage vom Alraun oder Galgenmännlein antreffen. Weitere Belege für die Quelle des Alraunglaubens bringt Starck dann aus den Schriften der arabischen Ärzte des Mittelalters.

Bei dem wichtigsten derselben Ibn Baithar wird von einem Baume, einer Art von *atropa mandragora* erzählt, dass seine Wurzel die Gestalt und Glieder eines Menschen habe.

Das Ausgraben dieser Wurzel ist aber ein lebensgefährliches Geschäft, das nur zu einer ganz bestimmten Zeit vorgenommen werden darf.

Auch hier wird erwähnt, dass man die Wurzel nur gewinnen könne, wenn man sie, nachdem die Erde um die Wurzel herum gelockert ist, um den Hals eines Hundes binde, den man zwei Tage lang habe hungern lassen.

Wenn dann der Mann sich vom Baume entfernt und den Hund ruft, so bringt dieser dem Herrn die Wurzel, nachdem er sie aus der Erde herausgezogen hat, stirbt aber gleich darauf infolge der Berührung mit der Wurzel. Nachdem man die Wurzel auf diese Weise erlangt hat, soll man sie in weisse Leinwand einhüllen. Aus der Frucht des Baumes wird ein Öl bereitet, das alle Liebeswünsche befriedigt, auch wird es gebraucht, um Frauen die Geburtswehen zu lindern.

Der bei der Ausgrabung der Wurzel nötige Hund findet sich endlich nach Starck in einer Handschrift des Dioskorides aus dem 5. Jahrhundert bildlich dargestellt, wo er unter der Mandragora ausgestreckt liegt als Opfer für seine Tat. Mehrere Handschriften von Herbarien aus dem 9. bis 12. Jahrhundert zeigen ebenfalls die Mandragorawurzel in dem Augenblick, wo sie von dem Hunde aus der Erde herausgezogen wird.

Ein Wiener Codex aus dem Jahre 1470 erwähnt schliesslich bei dem Hunde ausdrücklich den Josephus. Der Schluss ist daher berechtigt, dass dieses Moment vom Hunde, wenn nicht direkt von Flavius Josephus herrührend, sicher nach dem Orient hinweist.

An der Hand der botanischen Schriften, die Starck von Dioskorides bis auf die jüngste Zeit eingesehen und ausgezogen hat, und

wobei er einen auch für den Laien nicht uninteressanten Überblick über die Entwicklung der botanischen Wissenschaft gibt, verfolgt nun der Verfasser die Mandragorasage von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Wissenschaft zuerst, dann auch in der schönwissenschaftlichen Literatur.

Das Resultat seiner Untersuchung ist, dass wir zwei Wege der Überlieferung haben, eine wissenschaftliche durch die auf das Praktische gerichteten Ärzte, und daneben eine Volksüberlieferung.

Den ersten ausführlichen Bericht über den merkwürdigen Standort der Wurzel unter einem Galgen finden wir bei dem Engländer William Turner, der im Jahre 1568 starb und zweimal in Köln sich aufgehalten haben soll, um religiösem Fanatismus im eigenen Lande zu entgehen. Er sagt, dass die Wurzeln der Mandragora künstlich nachgemacht werden, sogar mit Haaren versehen und ganz wie ein Mensch gestaltet, dass dieses aber nichts weiter als eitel Torheit sei, von schlauen Betrügern ausgeheckt. Ich habe selber, sagt er, Mandragorawurzeln ausgegraben, habe aber niemals an ihnen das gefunden, was man an den Wurzeln sieht, die von den Wurzelkrämern schön in Schachteln verpackt angepriesen werden. Die Wurzel wächst nach Turner nur in Gärten in England und Deutschland, ist aber weit verbreiteter in England. Aber unter Galgen, sagt Turner, wächst sie nicht, wie ein gewisser vernarrter Doktor aus Köln es seine Zuhörer in seinem Vortrage lehrte. Auch wächst die Pflanze nicht aus dem Samen, den ein Mensch verliert, wenn er gehängt wird, und endlich wird sie nicht deswegen Mandragoras genannt, weil sie aus dem Samen eines Mannes entstanden ist, wie der vorhergenannte Doktor phantasierte.

Im fünften Kapitel seiner Arbeit befasst sich Starck mit den Abhandlungen über den Alraunglauben, besonders aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Diese Schriftsteller machen es sich entweder zur Aufgabe wie der Engländer Turner die Betrüger zu bekämpfen, das Volk vor den Quacksalbern zu warnen und zu schützen, oder sie wenden sich als gute Christen und aufgeklärte Menschen gegen den Aberglauben im allgemeinen.

So viel aber können wir zwischen den Zeilen lesen, dass der Unfug mit künstlichen Alraunen in jenen guten alten Zeiten einen beträchtlichen Umfang erreicht haben muss. Am berühmtesten und bekanntesten dürften die beiden Alraune in Wien geworden sein, welche dem Kaiser Rudolf II. gehörten. Da C. Hartwich, Über eine Mandragorawurzel, Schweizer Wochenschrift für Chemie und Pharmazie 49. Jahrgang, No. 20 Zürich, den 20. Mai 1911, sich ebenfalls mit diesen beiden Alraunen beschäftigt und diese Schrift Dr. Starck selber nicht zugänglich war, so berichte ich hierüber etwas ausführlicher, besonders weil Hartwich darin auch F. v. Luschans Bericht über Mandragoraswurzeln aus dem Jahre 1891 erwähnt, welcher Artikel ebenfalls von

Starck nicht eingesehen werden konnte, falls nicht in der Bibliographie auf Seite 81 ein Versehen vorliegt, wo der Stern vor Luschans Arbeit fehlt, während die in derselben Nummer der Zeitschrift gedruckte Arbeit von Ascherson als unzugänglich verzeichnet ist.

Hartwich beschreibt eine in seinen Besitz gekommene Wurzel aus Smyrna und weist hin auf F. v. Luschan, der sechs aus dem Orient stammende Mandragoraswurzeln vorlegte und abbildete in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Hieran knüpfen sich Erörterungen von T. Ascherson, R. Beyer und F. G. Wetzstein.

Nach Ascherson liefert Mandragoras officinarum L. in Syrien und im südlichen Kleinasien (die Pflanze blüht grünlich weiss im Frühjahr) den Stoff zu der Wurzel, der man künstlich durch Schneiden, Drücken etc. nachhilft.

Die deutschen Alraunen (ursprünglich allwissende, weissagende, zauberkundige Frauen) sind niemals Mandragoraswurzeln gewesen. Die auf uns gekommenen, in Museen aufbewahrten Exemplare sind die Wurzelstöcke von *Allium Victorialis* L. *Siegwurz* oder *Allermannsharnisch.* Dahin gehören die zwei Exemplare in der Wiener Bibliothek aus dem Besitze des Kaisers Rudolph II., ferner ein Exemplar im Germanischen Museum in Nürnberg.

Ausserdem wurde gerne zu diesem Zwecke die Wurzel der Zaunrübe verwendet, die von vorne herein nicht selten eine menschenähnliche Gestalt hatte. Schon im 10. Jahrhundert wird Mandragora durch Alruna übersetzt.

Was die Alten von der Mandragoras gefaselt hatten, wird auf die Alraune übertragen, so dass deren eigenes ursprüngliches Bild fast ganz verschwindet.

Die abendländischen Alraunwurzeln, die man genauer kennt, stammen durchweg nicht von dieser Pflanze Mandragoras vernalis. Gehe & Co. (Handelsbericht 1902) berichten, dass die im abendländischen Handel befindliche aus Triest ausgeführte Wurzel seit Jahren nicht mehr von Mandragoras, sondern von *Scopolia carniolica* stammt.

Hieraus geht deutlich hervor, dass bis auf den heutigen Tag ein schwunghafter Handel mit dieser Ware im Orient getrieben wird, während der Okzident anscheinend über dieses Stadium hinaus ist.

Dass die Erzählung vom Alraun auch in die Literatur Eingang fand, darüber dürfen wir uns kaum wundern. Dem Alraunglauben in der Literatur der romanischen wie der germanischen Völker widmet Starck daher ein besonderes Kapitel, das sich aber an Reichhaltigkeit nicht mit dem von Schlosser in seiner Arbeit über das Galgenmännlein im Volksglauben und in der Literatur messen kann.

Von deutschen Bearbeitern seien genannt, nur um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, Hans Sachs, Grimmelshausen, Achim von Arnim, De la Motte Fouqué, Rudolf Baumbach und als letzter Hans Heinz Ewers (Die Alraune 1911).

Das siebente Kapital von Starcks Arbeit bringt eine Auseinandersetzung zwischen dem Alraun, dem guten Geist sozusagen, und dem Spiritus familiaris, dem bösen Geist, die von Hause aus nichts miteinander zu tun haben, aber im Volksglauben anscheinend miteinander vermischt worden sind. Der Spiritus Familiaris ist ein Hausgeist, der auf unrechtem Wege erlangt wird, dem Besitzer Glück und Reichtum bringt, dem man aber dafür seine Seele verschreiben muss als Pfand.

Im folgenden Kapital wird der Versuch gemacht den Alraunglauben zu erklären.

Die Etymologie des Wortes Alraun ist anscheinend ebenso wenig klar als die Bedeutung des Wortes Mandragora.

Die Erklärung von Mandragora aus Mann und tragen, oder gar aus griechisch *mandra* Stall und *ageiro* ich sammle oder endlich aus dem Namen eines fabelhaften Arztes namens Mandragoras befriedigt nicht mehr als die Etymologie von Alraun.

Nach Kluge soll der zweite Teil des Wortes vom Gotischen runas das Geheimnis kommen. Aber was bedeutet dann der erste Teil? Mit alb Elbe hat er jedenfalls nichts zu tun.

Im weiteren setzt sich dann Starck mit den früheren Erklärern des Alraunglaubens auseinander, vor allen natürlich mit Schlosser, dem jüngsten Verfechter der von Kuhn und Schwartz begründeten mythologischen Methode. Ich möchte an dieser Stelle eine Arbeit erwähnen, auf deren Titel ich durch die letzte Nummer der Modern Language Notes aufmerksam gemacht wurde, die aber mir leider nicht zugänglich ist.

Fritz Langer, Intellektual-Mythologie. Betrachtungen über das Wesen des Mythus und die mythologische Methode. Leipzig, Teubner, 1917.

Nach Schlosser gehört der Alraun zu den Blitz- und Somapflanzen, welche den Göttertrank, den Soma, liefern.

Starck stellt alle Argumente, welche Schlosser hierfür vorbringt, die ganze äussere Erscheinung, die betäubende Wirkung des Mandragorasaftes u.s.w. in Abrede.

"Durch die Aufzählung einer Reihe meistens zufälliger Ähnlichkeiten," sagt Starck, "zum Teil allgemein folkloristischer Art, ist keineswegs bewiesen, dass er sich in diese Gruppe (der Blitz- und Somapflanzen) einreihen lässt. Diese Motive erscheinen nur im heutigen Volksaberglauben. Man darf sich nicht bewegen lassen, den heutigen Volksaberglauben schrankenlos zu benutzen, um Schlüsse auf die alte Mythologie zu ziehen, und noch weniger ist man dazu berechtigt, wenn man wie bei der Mandragora uralte

Belege hat, die mit diesem Aberglauben entschieden in Widerspruch stehen. Ferner muss man immer vor Augen behalten, dass die Mandragora in Nordeuropa nicht bekannt war. Der heutige Glaube ist also eine Mischung von dem, was man von der alten Mandragora wusste, von Sagen, die sich auf die Vertreter der Mandragorawurzel im Norden beziehen, und von neuerem Aberglauben, der durch die Wechselbeziehungen dieser Pflanze zu anderen entstanden ist.

Der heutige Aberglaube steht da als ein verworrenes Mischprodukt von Motiven, die aus allen Ecken und Enden zusammengetragen worden sind, und eine Deutung ist bei den trostlosen Mischverhältnissen kaum möglich oder nötig. So viel dürfte aber feststehen, dass die Germanen auf die Ausbildung des Alraunglaubens keinen Anspruch erheben können, die Sage kam zu uns aus dem Orient. Von Hause aus war die Sage auch nicht an eine bestimmte Pflanze gebunden, wurde aber schliesslich auf die Mandragora ausschliesslich festgelegt. So kam sie aus dem Orient in das Abendland und zwar zu zwei Malen, zuerst vermittelt über Nordafrika und Ägypten und dann zum zweiten Male durch die griechischen und römischen Ärzte. In späteren Jahrhunderten hat die Sage dann vielfache Verwandlungen durchgemacht, aber der Kern lässt sich doch heraus schälen, und der weist ohne Frage nach dem an Phantasie so reichen Orient hin."

Wer die beiden Arbeiten von Schlosser und Starck genauer vornimmt, wird an beiden seine Freude haben, es sind Kinder der Liebe, aber von zwei ganz verschieden veranlagteen Naturen geschrieben, von zwei sich diametral gegenüberstehenden Methoden beeinflusst.

Das Gefühl aber kann man schlieslich doch nicht loswerden, dass die mythologische Methode, die in Schlosser einen begeisterten späten Verfechter gefunden hat, nicht länger bestehen kann, sie hat abgewirtschaftet, steht nicht auf dem Boden der Wirklichkeit.

Und man muss bei Leibe nicht glauben, dass die nüchternere wissenschaftlichere Methode, welche Starck befolgt, Herz und Gemüt unbefriedigt lasse, allen Reiz verloren habe.

Ganz und gar nicht. Aber Starcks Arbeit wirkt befreiend, erfrischend. In jedem Falle aber macht sie bescheiden, denn, wie Starck es so hübsch ausgedrückt hat, ist eine Deutung aller dieser Verschiebungen und Vermischungen und Verrenkungen der Sage am Ende auch gar nicht nötig, so wünschenswert sie uns auch erscheinen mag.

E. Voss.

Madison, Wis.
May 3, 1918.